

*Im Knaur Taschenbuch Verlag sind bereits
folgende Bücher des Autors erschienen:*

Roter Zar

Der rote Sarg

Sibirisch Rot

Über den Autor:

Sam Eastland ist das Pseudonym des amerikanischen Schriftstellers Paul Watkins, geboren 1964, der sich auch mit literarischen Werken einen Namen gemacht hat. Seinen ersten Roman veröffentlichte er im Alter von sechzehn Jahren. Mit seiner Familie lebt er in Hightstown, New Jersey.

Weitere Informationen unter <http://www.inspectorpekkala.com>

Sam Eastland

ROTER
SCHMETTERLING

KRIMINALROMAN

Aus dem Englischen von
Karl-Heinz Ebnet

KNAUR 

Die englische Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
»The Red Moth« bei Faber and Faber Ltd., London.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.knaur.de



Deutsche Erstausgabe Juni 2015

Knaur Taschenbuch

© 2013 by Sam Eastland

© 2015 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit

Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Claudia Alt

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur GmbH

Coverabbildung: © Karina Simonsen / Arcangel Images

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51543-3

RUSSLAND

August 1941

Dreihundert Meter über der russischen Front kreiste zwischen den dichten Wolken ein deutsches Aufklärungsflugzeug und suchte nach einem Landeplatz. Bei der Maschine handelte es sich um eine Fieseler Fi 156, die wegen der breiten Tragflächen und ihres spindeligen Fahrwerks »Storch« genannt wurde. Der Pilot Hanno Kosch war Hauptmann der Luftwaffe. Hinter ihm saß der Leutnant der Waffen-SS Karl Hagen und klammerte sich nervös an seine Aktentasche.

Eine Stunde zuvor war der Storch auf einer vorgeschobenen Operationsbasis der Heeresgruppe Nord außerhalb der Stadt Luga gestartet, sein Ziel war eine Graspiste in der Nähe des nordöstlich gelegenen Dorfes Wyriza.

Kosch neigte die Maschine und hielt nach Landschaftsmerkmalen Ausschau, die mit der Karte auf seinen Knien übereinstimmten. »Ich seh sie nicht«, sagte er und drehte sich zu seinem Passagier um.

»Vielleicht sollten wir umkehren«, erwiderte Hagen. Er hatte sich nach vorn gebeugt und musste brüllen, um sich im Motorenlärm verständlich zu machen.

»Dafür ist es zu spät«, kam es vom Piloten. »Ich hab Sie vor einer halben Stunde gefragt, da haben Sie abgelehnt. Jetzt reicht der Treibstoff nicht mehr, wenn wir nach Luga zurückwollen. Wenn wir die Piste in Wyriza nicht finden,

müssen wir irgendwo notlanden und uns zu Fuß durchschlagen.«

Der Storch wurde von Turbulenzen erfasst und hin und her geworfen. Hagen fasste die Aktentasche noch fester.

»Was haben Sie eigentlich da drin?«, fragte Kosch mit Blick nach hinten.

»Etwas, was ich abgeben muss.«

»Ja, aber was?«

»Wenn Sie es unbedingt wissen wollen. Ein Gemälde.«

»Ein Gemälde? Was Wertvolles? So was wie einen Rembrandt?«

»Was Wertvolles, ja. Aber einen Rembrandt, nein.«

»Kann ich es mal sehen?«

»Das kann ich nicht erlauben.«

»Na, kommen Sie schon! Damit ich wenigstens weiß, wofür ich hier mein Leben aufs Spiel setze.«

Hagen überlegte. »Gut, kann ja nicht schaden, wenn Sie einen Blick drauf werfen.« Er drückte auf die Messingschließe, zog eine kleine holzgerahmte Leinwand aus der Aktentasche und hielt sie nach vorn, damit Kosch sie sehen konnte.

»Verdammt«, sagte Kosch. »Was ist das? Ein Schmetterling?«

»Eigentlich ein Nachtfalter.«

»Sieht gar nicht nach was Besonderem aus.« Kosch zuckte mit den Schultern. »Aber mit der Kunst hab ich es ja nicht so.«

»Ich kann damit genauso wenig anfangen«, sagte Hagen, schob das Gemälde wieder in die Tasche und ließ die Schließe zuschnappen. »Ich will das Ding bloß loswerden, und dann hoffe ich, dass ich nie mehr in einen Flieger muss. Ich

hasse das Fliegen. Ich hab mich doch nicht verpflichtet, weil ich mich unter die Vögel mischen wollte.«

»Sie werden auch nicht mehr lange in der Luft bleiben«, sagte ihm Kosch. »Und ich auch nicht, unser Treibstoff reicht nämlich nur noch für fünf Minuten.«

»Wie haben wir den Landeplatz bloß verpassen können?«, fragte Hagen.

»Bei der dichten Bewölkung wären wir sogar an der Reichshauptstadt vorbeigeflogen!«, antwortete Kosch. »Es hat keinen Sinn, Leutnant. Ich werde nach einer geeigneten Stelle Ausschau halten.« Mit diesen Worten leitete er den Sinkflug ein. Regentropfen platschten gegen das Plexiglas der Kabine. Unter ihnen glitten im trüben Sommerabendlicht die Strohdächer eines russischen Dorfes vorbei. Hinter den weißgetünchten Häusern erstreckten sich weite Felder mit Weizen, Gerste und Roggen, durch die sich rötlich braune, unbefestigte Wege zogen. Von den Menschen keine Spur. So war es auch bei den anderen Dörfern gewesen, über die sie in der vergangenen Stunde geflogen waren. Die gesamte Bevölkerung schien sich in Luft aufgelöst zu haben.

»Was ist das?«, rief Hagen plötzlich. »Dort unten! Schauen Sie!«

Kosch folgte Hagens ausgestrecktem Arm und entdeckte eine weite Rasenfläche mit Flanierwegen. Am Ende des Parks erhob sich ein stattliches blau-weißes Gebäude mit Hunderten von Fenstern, deren Goldrahmen zwischen dem satten Grün schimmerten. Seitlich davon befand sich ein weiteres großes, allerdings weniger prächtiges Gebäude. Über das gesamte Gelände waren kleinere Bauten verstreut, dazu mehrere große Teiche. Koschs Begeisterung für die

architektonische Schönheit hielt aber nicht lange an, denn sofort wurde ihm klar, wie weit sie von ihrem geplanten Kurs abgekommen waren.

»Herrlich«, entfuhr es Hagen widerstrebend. »Ich wusste gar nicht, dass es in Russland so was überhaupt noch gibt. Sieht ja fast wie ein Palast aus.«

»Das *ist* ein Palast!«, erwiderte Kosch. »Das ist das alte Zarendorf, Zarskoje Selo. Die Sowjets haben es in Puschkin umbenannt. Das war die Sommerresidenz des Zaren Nikolaus II. Das da ist der Katharinenpalast, und dort drüben der Alexanderpalast, der Lamski-Teich und das Chinesische Theater. Das weiß ich alles, weil ich mal Architektur studiert habe.«

»So, dann wissen wir jetzt also, wo wir sind«, sagte Hagen, »und dann können Sie mir sicherlich auch sagen, wie weit wir von unserem Zielort entfernt sind.«

Kosch sah auf seine Karte. »Laut Karte befinden wir uns fast dreißig Kilometer hinter den russischen Linien.«

»Dreißig Kilometer!«, brüllte Hagen los. »Hauptmann, ist Ihnen klar, dieses Bild ...«

Kosch ließ ihn gar nicht ausreden. »Auf Kurs Nord-Nordwest können wir unsere Linien vielleicht noch erreichen, bevor uns der Sprit ausgeht.« Kosch drehte scharf bei, richtete das kleine Aufklärungsflugzeug nach Westen aus und brachte es auf einen Kurs, der direkt über das gewaltige Dach des Katharinenpalasts hinwegführte.

»Sieht verlassen aus«, sagte Hagen und drückte die Stirn gegen das Plexiglas der Seitenscheibe. »Wo sind denn alle hin?« Plötzlich bockte die Maschine, als wäre sie gegen eine unsichtbare Wand geflogen. Der Schlag wurde von einem Ge-

räusch begleitet, das Hagen an die Kieselsteine erinnerte, die er als kleiner Junge gegen die verrostete Wellblechhütte im Garten seines Großvaters geworfen hatte. »Was war das?«, schrie er. »Was ist los?«

Gleißende Leuchtspurgeschosse rauschten an den Tragflächen vorbei, Kugeln fraßen sich in den Rumpf. Im gleichen Augenblick stob weißer Kühlmitteldampf aus der Motorabdeckung.

Das Feuer verstummte, sobald sie das Palastgelände hinter sich gelassen hatten.

»Wir müssen außerhalb ihrer Reichweite sein«, sagte Hagen.

»Zu spät«, erwiderte Kosch. »Die haben uns schon erwischt.«

»Was soll das heißen? Wir fliegen doch noch.«

»Wir müssen runter«, sagte Kosch, »bevor der Motor Feuer fängt. Halten Sie nach einem Feld oder einer Straße Ausschau, möglichst ohne Telegrafleitungen.«

»Wir sind hinter den feindlichen Linien!«

»Auf dem Boden haben wir eine Chance. Hier oben haben wir keine mehr.«

Sekunden vergingen. Der Motor begann zu stottern, die Temperaturanzeige stieß in den roten Bereich vor.

»Wie wär's damit?«, fragte Hagen und zeigte an der Steuerbord-Tragfläche vorbei. »Ist das eine Landebahn?«

Kosch starrte durch die mittlerweile verschmierte Scheibe.

»Könnte gehen! Dort können wir es probieren.«

»Gott sei Dank!«, murmelte Hagen.

Kosch lachte. »Ich dachte, ihr von der SS glaubt nicht an Gott.«

»Ich glaube an alles, was mich wieder sicher auf die Erde bringt.«

Der Storch kreiste einmal über dem Flugplatz. Am Ende der Bahn stand ein Hangar, dessen matt olivgrünes Dach mit schwarzem Tarnmuster bemalt war.

Kosch richtete die Maschine für den Landeanflug aus, fuhr die Landeklappen nach unten, drosselte damit die Geschwindigkeit, nahm Gas weg und setzte zur Landung an.

Die Maschine hüpfte einmal auf ihren Stelzenbeinen, bevor sie endgültig aufsetzte. Silbrige Wassertropfen sprühten auf, als die Räder durch das Gras rollten.

Der Pilot würgte den Motor ab, und die Fieseler hielt am Ende der kurzen Landebahn. Der Propeller kam zum Halt, und Kosch drückte auf die Metallscheibe an seiner Brust, durch die die vier Sitzgurte miteinander verbunden waren, drehte sie nach links und löste die Gurte.

Hagen kämpfte noch mit seinen Gurten, von denen sich einer im Lederhalfter seiner P 38 verheddert hatte, der Handfeuerwaffe für SS-Offiziere.

Kosch fasste nach hinten und kam ihm zu Hilfe.

Dann klappte er die Kabine auf, kletterte hinaus und sprang auf den Boden. Hagen folgte.

Die beiden Männer sahen sich um. Die Hangartore waren verschlossen, frische Reifenspuren zeigten aber an, dass vor kurzem jemand da gewesen sein musste. Noch immer nieselte es leicht.

»Wenn wir uns beeilen«, sagte Kosch, »sollten wir in ein paar Stunden die eigenen Linien erreichen. Die Russen müssen gesehen haben, dass wir runtergegangen sind. Wenn wir Glück haben, sind sie aber so sehr mit ihrem Rückzug beschäftigt, dass sie sich gar nicht um uns kümmern.«

Ein metallisches Knarren ließ sie zusammenfahren. Beide

drehten sich um. Die Hangartore glitten langsam auf. Ein Gesicht tauchte aus der Dunkelheit auf, dann trat der ganze Mann heraus. Er war ein Offizier der Roten Armee. Das Olivgrün seiner *Gymnastiorka*, der rote Stern an der Mütze und die Tokarew-Halbbautomatik, die er in der rechten Hand hielt, ließen keinen anderen Schluss zu. Um die Brust hatte er einen breiten braunen Ledergurt geschlungen, an dem das Halfter für seine Pistole befestigt war.

Zwei weitere Männer kamen aus der Dunkelheit. Sie trugen Helme und waren mit Mosin-Nagant-Gewehren bewaffnet, auf denen Bajonette aufgepflanzt waren.

Hagen ließ seine Aktentasche fallen und zog seine P 38.

»Sind Sie verrückt?«, zischte Kosch, der beide Hände hob.

»Sie sind zu dritt, wahrscheinlich sind noch mehr im Hangar. Wir schaffen es nicht mehr. Wir müssen uns ergeben.«

Als der russische Offizier sah, dass einer der Deutschen die Waffe gezückt hatte, blieb er abrupt stehen. Er hob seine Pistole und bellte einen Befehl. Die beiden Männer hinter ihm legten an.

»Sie haben recht«, flüsterte Hagen.

Kosch drehte sich mit schreckgeweiteten Augen zu ihm hin.

»Womit hab ich recht?«

»Dass ich nicht an Gott glaube.« Damit setzte er Kosch die Pistole an die Schläfe und drückte ab.

Kosch sackte sofort zu Boden.

Und während die Russen das alles noch entgeistert beobachteten, steckte sich Hagen den Lauf der P 38 in den Mund, schloss die Augen und feuerte.

Es war spätnachts. Pekkala lag in Stiefeln und Kleidung auf dem Boden seiner winzigen Moskauer Wohnung. An der Wand stand sein ordentlich gemachtes Bett mit einer zusätzlichen Decke, die zusammengelegt am Fußende lag. Er schlief nie darin. Er zog die Holzdielen vor. Er trug auch keinen Pyjama, weil ihn dieses Kleidungsstück an die *Rubaschka* erinnerte, die Gefängnisluft. Ein zusammengerollter Mantel diente ihm als Kopfkissen und war sein einziges Zugeständnis an die Bequemlichkeit.

Er war ein großer, breitschultriger Mann mit gerader Nase, kräftigen weißen Zähnen und grünlich braunen Augen, deren Iris etwas silbrig Schimmerndes an sich hatte, was anderen aber nur auffiel, wenn er sie direkt ansah. Graue Strähnen zogen sich durch die kurzgeschnittenen schwarzen Haare; die Wangenknochen, jahrelang Wind und Sonne ausgesetzt, waren rötlich verbrannt.

Er starrte an die Decke, als suchte er etwas in der mattweißen Farbe. In Gedanken aber war er weit weg und rekapitulierte den Fahrplan einer Eisenbahnreise von Kiew durch die gesamte Sowjetunion bis nach Wladiwostok an der Pazifikküste. Er kannte jeden Aufenthalt entlang der Strecke, wusste, wo die Lokomotiven gewechselt wurden, kannte die Zeiten der Anschlusszüge. Pekkala hatte nicht die ge-

ringste Absicht, die Fahrt jemals anzutreten, aber er hatte angefangen, Kursbücher auswendig zu lernen, um nachts besser einschlafen zu können. Nachdem er sich sämtliche vierundzwanzig Kursbücher der sowjetischen Eisenbahn besorgt hatte und sie jetzt im Regal in seinem Büro aufbewahrte, kannte er die Ankunfts- und Abfahrtszeiten von so ziemlich jedem Zug im Sowjetreich.

Er war in Gedanken gerade auf den Bahnsteig in Perm getreten, wo er eine Viertelstunde Aufenthalt zum Anschlusszug nach Omsk hatte, als die Klingel neben der Tür schellte. Jemand stand also unten auf der Straße und wollte eingelassen werden.

Unvermittelt setzte er sich auf. Die Reise war schon fast wieder vergessen.

Mit einem Grummeln griff er zum Revolver neben seinem Kopf. Die Waffe war ein englischer Webley .455, ein Geschenk des Zaren Nikolaus. Auf dem Weg vom vierten Stock nach unten steckte er den Revolver in das so beschaffene Halfter, dass die Waffe nahezu waagrecht seitlich am Rippenbogen anlag. Das Halfter war von Emilio Sagredi, dem Waffenschmied von Nikolaus II., nach Pekkalas persönlichen Vorstellungen angefertigt worden. Durch den flachen Winkel, in dem die Waffe darin saß, war es erforderlich, dass die Lederhülle perfekt passte. Dazu hatte Sagredi das Leder mit Salzwasser getränkt und es anschließend mit eingeschobener Waffe trocknen lassen. Das Ergebnis war ein so perfekter Sitz, dass weder Lasche noch Gurt nötig waren, um die Waffe im Halfter zu fixieren. Durch den ungewöhnlichen Winkel war es auch möglich, die Waffe in einer einzigen fließenden Bewegung zu ziehen, zu zielen und

abzufeuern. Das hatte Pekkala mehr als einmal das Leben gerettet. Eine letzte Modifizierung hatte dann noch Sagredi vorgeschlagen. Sie bestand aus einem dünnen Loch auf der Lafoberseite gleich hinter dem Korn. Das große .455-Kaliber des Webley sorgte für einen gewaltigen Rückstoß, so dass der Schütze die Waffe nach jedem Schuss neu ausrichten und neu anvisieren musste. Durch Sagredis Anpassung konnte ein kleiner Teil des Drucks durch das winzige Loch nach oben entweichen, wodurch die Waffe durch den Schuss nach unten gedrückt wurde – genau in dem Moment, in dem der Lauf durch den Rückstoß eine Bewegung nach oben erfuhr. Die Waffe lag damit sehr viel ruhiger in der Hand, und der nächste Schuss konnte schneller und genauer abgegeben werden.

Waffe und Halfter wurden in einer kalten Winternacht 1917 an der russisch-finnischen Grenze von der bolschewistischen Miliz bei der Gefangennahme von Pekkala konfisziert. Nachdem seine Identität bestätigt war, wurde er sofort in ein Gefängnis nach Petrograd überstellt und dort wochenlang gefoltert, bevor er ins Arbeitslager Borodok im Krasnagoljana-Tal gebracht wurde.

Ohne dass Pekkala jemals davon erfuhr, hatte Stalin angeordnet, den Webley persönlich in Augenschein zu nehmen. Er hatte von der Waffe gehört. Der massive Messinggriff war auf Anweisung des englischen Königs George V. angebracht worden, der den Revolver seinem Vetter, dem Zaren, geschenkt hatte. Größe, Gewicht und Feuerkraft der Waffe aber waren für den eher feinsinnigen Zaren zu »sauvage« gewesen – jedenfalls in den Augen der Zarin. Also hatte der Zar den Webley Pekkala geschenkt. Stalin war sehr gespannt

auf die Waffe und hatte sogar in Betracht gezogen, sie zu seinem persönlichen Gebrauch zu übernehmen.

Nur widerwillig rückten die Milizionäre die konfiszierte Waffe heraus. Nach Erhalt des Revolvers zog sich Stalin in seine Privatgemächer zurück und legte das Halfter an. Dem neuen Gespann aber war keine Zukunft beschieden. Stalin hegte eine starke Abneigung gegen schwere Kleidung und alle Kleidungsstücke, die ihn in seiner Bewegungsfreiheit einschränkten. Vor allem galt das für Stiefel. Sie wurden für ihn aus weichem, üblicherweise für Handschuhe gebräuchlichem Ziegenleder maßgefertigt. Diese Schuhe eigneten sich zwar kaum für einen Marsch durch die Moskauer Straßen, aber Stalin war sowieso nur äußerst selten zu Fuß unterwegs und musste sich wenig Sorgen machen, dass er sich im russischen Winter die Zehen abfrieren könnte. Schon nach wenigen Minuten aber ließen das Gewicht des Revolvers und die Einschnürung durch das Halfter Stalin von der Idee Abstand nehmen, die Waffe für sich zu behalten.

Statt den Webley fortzuschaffen, verfügte Stalin, ihn einzulagern. Pekkala war zwar zum anscheinend sicheren Tod im Gulag verurteilt, trotzdem war Stalin nicht unbedingt davon überzeugt, dass dieser Mann in Sibirien auch wirklich sterben würde. Er war sich nur einer Sache sicher: Das Wissen und die Fähigkeiten des zaristischen Sonderermittlers könnten sich auch für ihn als nützlich erweisen, falls Pekkala überredet werden konnte, sich in den Dienst der Revolution zu stellen.

Es dauerte neun Jahre, bis sich die Gelegenheit dazu bot. Der frischgebackene Leutnant Kirow war dazu nach Borodok geschickt worden und hatte Pekkala ein Angebot unterbrei-

tet, das ihn aus dem Wald, der sein Gefängnis gewesen war, befreite. Kirow, seitdem Pekkalas Assistent im Büro für besondere Operationen, gab ihm nicht nur den Webley und das Halfter zurück, sondern auch das kaiserliche Dienstabzeichen.

Dieses Abzeichen bestand aus einer Massivgoldscheibe mit einem Durchmesser von etwa der Länge eines kleinen Fingers. In dieser Scheibe saß eine weiße ovale Emaille-Intarsie, die in der Mitte, an ihrer dicksten Stelle, etwa die Hälfte der Goldscheibe einnahm. Inmitten dieser Intarsie selbst befand sich ein großer, runder Smaragd. Zusammen ergaben der Golduntergrund, das weiße Emailleoval und der Smaragd die unverwechselbare Gestalt eines Auges. Als Ermittler des Zaren war Pekkala mit unumschränkter Befehlsgewalt ausgestattet gewesen. Selbst die zaristische Geheimpolizei, die Ochrana, hatte keinen Zugriff auf ihn gehabt. In seinem Dienst für die Romanows hatte sich Pekkala den Ruf eines Mannes erworben, der nicht bestochen werden konnte, der sich weder kaufen noch einschüchtern ließ – ganz egal, wie wohlhabend man war oder über welche Beziehungen man verfügte. Niemand stand über dem Smaragdauge, noch nicht einmal der Zar.

Nach seiner Entlassung aus dem Gulag hatte sich Pekkala daher auf ein angespanntes Bündnis mit dem Herrscher über die Sowjetunion eingelassen.

Stalin seinerseits hatte immer gewusst, dass Pekkala viel zu kostbar war, um wie Millionen andere einfach liquidiert zu werden.

Vor dem Gebäude stand Major Kirow mit hochgezogenen Schultern im Regen. Er war groß, dünn und hatte hohe Wangenknochen, die ihm das Aussehen permanenter Überraschung verliehen.

Ihr Wagen, ein Emka Baujahr 1939, wartete mit laufendem Motor am Randstein. Die Scheibenwischer zuckten wie die Fühler eines nervösen Insekts.

»Ihr Gürtel ist verkehrt herum«, sagte Pekkala, als er aus dem Gebäude kam.

Kirow sah auf seine Messing-Gürtelschnalle, deren mit Hammer und Sichel geschmückter fünfzackiger Stern tatsächlich auf dem Kopf stand. »Ich bin ja auch noch halb am Schlafen«, murmelte er, löste den Gürtel und führte ihn richtig in die Schlaufen ein.

»Zum Kreml?«, fragte Pekkala.

»Zu dieser Nachtzeit geht es immer zum Kreml.«

»Wann meint Stalin denn, dass wir auch mal schlafen sollen?«, grummelte Pekkala.

»Inspektor, Sie liegen doch sowieso nur in Ihren Kleidern auf dem Boden, werden hin und wieder vielleicht ohnmächtig, und ansonsten lernen Sie Zugfahrpläne auswendig. Das zählt nicht als Schlaf. Wo ging es diesmal hin? Nach Minsk? Tiflis? Waren alle Züge auch pünktlich?«

»Wladiwostok«, erwiderte Pekkala, stapfte zum Emka und

knöpfte sich in der feuchten, kühlen Nachtluft den schweren Wollmantel zu. »Umsteigen in Rjasan und Omsk. Und meine Züge sind immer pünktlich.«

Kirow schüttelte den Kopf. »Ich kann mich nie entscheiden, ob das jetzt Genie oder Wahnsinn ist.«

»Dann lassen Sie es doch.«

»Was lassen?«

»Sich zu entscheiden«, antwortete Pekkala, stieg auf der Beifahrerseite ein und schloss die Tür. Der muffige Geruch der Ledersitze vermischte sich mit dem durchdringenden Gestank von Kirows Pfeifentabak.

Kirow glitt hinters Steuer, legte den Gang ein, und sie fuhren in der unbeleuchteten Straße los.

»Was will er diesmal?«, fragte Pekkala.

»Poskrjobyschew hat was von einem Schmetterling gefaselt.«

Poskrjobyschew, Stalins Privatsekretär, war ein kleiner Mann mit hängenden Schultern und schütterem Haar, das wie der Siegeskranz römischer Kaiser seine Glatze umflorte. Dazu trug er eine Nickelbrille, die seine Augen platt zu drücken schien. Poskrjobyschew ließ sich nur selten ohne seine olivbraune Uniform blicken, wobei er Wert darauf legte, den kurzen Kragen bis oben hin zuzuknöpfen, als könnte er nur so verhindern, dass ihm der Kopf abfiel. So unscheinbar sein Äußeres sein mochte, seine Stellung als Privatsekretär des obersten Führers der Sowjetunion hatte ihn mit einer außerordentlichen Machtfülle ausgestattet. Jeder, der zu Stalin wollte, bekam es zuerst mit Poskrjobyschew zu tun. Im Lauf der Jahre hatte er sich dadurch zahllose Feinde erworben, von denen es aber keiner wagte, sich

gegen ihn zu stellen, aus Angst, damit den Zugang zu Stalin zu verlieren.

»Ein Schmetterling?«, flüsterte Pekkala.

»Ja, oder ein Falter. Muss jedenfalls wichtig sein. Er hat darum gebeten, sich mit Ihnen allein zu treffen.«

Eine Weile lang blieben beide still. Die Scheinwerferlichter des Emka schnitten eine blasse Schneise in die Nacht, aus deren Schwärze der Nieselregen wie ein Seidenschleier auf sie niederging.

»Ich hab im Radio gehört, dass Narwa heute an die Deutschen gefallen ist«, brach Kirow schließlich das Schweigen.

»Das ist die dritte Stadt in weniger als einer Woche.«

In der Ferne, über den wie Fischschuppen im blauschwarzen Himmel schimmernden Schieferdächern, konnte Pekkala die Kuppeln der Basilius-Kathedrale und des Kreml ausmachen. Überall in der Stadt tasteten die knochigen Finger der Suchscheinwerfer nach deutschen Bombern.

Zwei Tage vorher war den Überlebenden der 5. Flak-Abteilung der 35. Schützendivision der Roten Armee befohlen worden, Verteidigungsstellungen auf dem Gelände von Zarskoje Selo zu beziehen. Nach den zweimonatigen Kämpfen war die Einheit auf vier Mann mit einem Maxim-Maschinengewehr und einem von einem ZIS-5 Armeelaster gezogenen 25-mm-Flugabwehrgeschütz zusammengeschrumpft.

Seit Wochen marschierten sie durch eine Landschaft, die der Krieg wie einen zur Obduktion anstehenden Leichnam aufgerissen hatte. Überall begegnete man dem Tod, er lag zusammengekrümmt in den Gräben bei Osmino, trieb aufgebläht auf dem See bei Kikerino und wurde in den Gerstenfeldern bei Gattschina von Krähen beharkt. Ihre Fahrzeuge waren entlang dieser Strecke von den Maschinenkanonen der Messerschmitt-Jäger in rauchende Trümmer verwandelt worden.

Kommandeur der Abteilung war Kommissar Sirko, ein Berufsoffizier mit kleinen, feindselig funkelnden Augen, rasiertem Schädel und Stiernacken.

Sein Stellvertreter, Feldwebel Ragozin, hatte eine tiefe, sonore Stimme, die nicht zum knochigen, schmalgesichtigen Mann passte. Außerdem fehlte es ihm völlig an militärischer Haltung, weshalb die bauschige Reithose und ausgestellte

Uniformjacke an ihm hingen wie an einer Vogelscheuche. Im Zivilleben war er Radiosprecher gewesen und hatte jeden Sonntagabend in Moskau eine Musiksendung moderiert. In den dreißiger Jahren, als die Liste der offiziell genehmigten Lieder in schöner Willkür immer mehr zusammengestrichen wurde, war ihm bald nichts anderes übriggeblieben, als tagtäglich die gleichen Lieder zu spielen, bis die Behörden ihn schließlich 1938 entließen. Überzeugt, bald wegen anti-sowjetischer Gesinnung denunziert zu werden, raffte er sich zu der einzigen patriotischen Tat auf, die ihm auf die Schnelle einfiel, und meldete sich kurz vor Kriegsausbruch zur Roten Armee.

Unteroffizier Barkat, Erdbeerbauer aus der Ukraine, zeichnete sich durch hängende Schultern, einen hervorstehenden Adamsapfel, nervöse Hände und ein abgehacktes Lachen aus, das klang, als wollte er eine verschluckte Fischgräte wieder hochwürgen.

Der letzte und rangniedrigste Angehörige der Abteilung war Schütze Stefanow. Er hatte die Aufgabe, sich um die Waffen zu kümmern, hin und wieder den Laster zu steuern und das Funkgerät zu bedienen, so dass für die anderen nicht viel mehr blieb, als sich zu beklagen und über ihre Essensrationen herzumachen.

Stefanow war ein kräftiger Mann mit den Schultern eines Ochsen. Seine sonst dichten, gewellten Haare waren wie bei allen Rotarmisten kahlrasiert, weshalb seine großen, runden Augen noch größer wirkten und ihm das empörte Aussehen einer jungen Eule verliehen, die aus dem Nest geworfen worden war. Wie Ragozin und Barkat war auch Stefanow kein Berufssoldat. Er war in der ersten Kriegswoche einbe-

rufen worden und fürchtete seitdem, dass diese Tätigkeit, die beileibe nicht seine erste war, unseligerweise die letzte werden konnte, die er in seinem Leben ausübte. Der sanfte, ruhige Schütze hatte wenig zu sagen, so wenig, dass die anderen in der Abteilung den Eindruck gewannen, er wäre etwas schwer von Begriff. Stefanow wusste genau, was sie von ihm hielten, hatte aber nicht die geringste Lust, ihnen von seiner Vergangenheit zu erzählen, die ihn dazu gezwungen hatte, im Schweigen Zuflucht vor ihrer Neugier zu suchen. Stattdessen widmete er sich der engen Beziehung, die Männer manchmal zu Maschinen haben, in diesem Fall zum ZIS-5 mit seinem Holzlattenaufbau und den Scheinwerferlichtern auf den Kotflügeln, die dem Fahrzeug ein arrogantes, oberlehrerhaftes Aussehen verpassten. Die jeweils sechzehn Kühlerschlitze seitlich an der Motorhaube waren ihm mittlerweile so vertraut, als wären sie ihm in die Haut tätowiert.

Kaum hatten sie die ihnen zugewiesene Stellung auf dem Gelände von Zarskoje Selo bezogen, als sie den Motorenlärm eines leichten Flugzeugs hörten.

»Dort!«, schrie jemand. Kurz darauf kam Barkat angerannt, blieb schlitternd vor Stefanow stehen und fuchtelte in den Himmel über dem Katharinenpalast. »Eine Aufklärungsmaschine, dort! Dort!«

Jetzt entdeckte auch Stefanow das Flugzeug. Ein Fieseler Storch. Er kannte ihn nur von Bildern. Die Maschine drehte scharf bei und schien den Palast und den Alexanderpark überqueren zu wollen. Wenn sich Stefanow nicht täuschte, würde der Storch direkt über ihre Geschützstellung hinwegfliegen. »Geschütz fertig machen!«, schrie er Barkat zu.

Barkat lief zum 25-mm-Geschütz, riss die ölverschmierte, zur Tarnung darüber gebreitete Leinwandplane fort und klappte das große runde Visier hoch.

Während Barkat den Entfernungsmesser überprüfte, spurtete Stefanow zum Unterstand von Feldwebel Ragozin, der dort, eingemümmelt in seinen Regenumhang, schlief. »Feldwebel, aufstehen!«

»Ist schon Essenszeit?«, murmelte Ragozin nur, schob den Umhang zur Seite und kam taumelnd auf die Beine. Vom Boden hatte er ein Zickzackmuster auf der Wange.

»Wir haben ein deutsches Aufklärungsflugzeug gesichtet«, berichtete Stefanow.

»Mein Gott! Endlich was zu tun!« Ragozin wankte zum Geschütz und nahm seinen Platz neben der Munitionskiste ein, bereit, die Waffe nachzuladen, falls das nötig wurde. Schlaftrunken öffnete er eine der wasserdichten Kisten und hob einen Munitionsgürtel hoch. Die schweren Messingpatronen hingen ihm wie eine tote Schlange über dem Unterarm.

»Wo steckt Kommissar Sirko?«, fragte Ragozin.

»Er wollte was zum Trinken besorgen!«, schrie Barkat.

Stefanow hatte Erfahrung im Umgang mit dem Geschütz, allerdings war ihm bislang nicht geglückt, ein Flugzeug auch abzuschießen. Die monatelange Ausbildung an der auf einer vierrädrigen Lafette montierten Waffe hatte sich bisher als nutzlos erwiesen, und die insgeheim von ihm gehegte Vorstellung, für jedes abgeschossene Flugzeug den Lauf mit jeweils einem weißen Streifen zu schmücken, schien lächerlich weit hergeholt zu sein. Bislang hatte er sich nur in einer Sache zum Experten entwickelt, und das war im Ausheben von Schützenlöchern.

Jetzt aber, als er den Kurs der Maschine über das Palastgelände verfolgte, erkannte er, dass das möglicherweise die Gelegenheit war, seine miserable Bilanz zu verbessern. Gleich würde die Maschine genau über ihre Stellung fliegen. Mit pochendem Herzen lud er ein Geschoss in die Kammer und sah blinzelnd durch das Spinnennetz der Visiereinrichtung.

»Entfernung sechshundert Meter«, rief Barkat, der neben ihm auf einem Knie kauerte und das Geschützrohr hochkurbelte. »Sechshundert, näher kommend.«

Stefanow brach der Schweiß aus. Er wischte sich mit dem verdreckten Ärmel über die Stirn. »Stell auf zweihundert!«

»Das ist zu nah!«, erwiderte Barkat.

Das Flugzeug hatte das Dach des Katharinenpalasts überflogen und befand sich jetzt über dem Alexanderpark. Elegant neigte es die Tragflächen von der einen zur anderen Seite, damit die Insassen einen Blick auf das Gelände werfen konnten.

»Trotzdem, mach es!«

»Gut, zweihundert«, bestätigte Barkat.

Hinter sich hörte Stefanow Ragozin, der mit einem leisen metallischen Klirren am Munitionsgurt nachgriff.

Das Flugzeug tauchte in die Visierscheibe ein. Kurz war Stefanow erstaunt, wie sehr es den langbeinigen Insekten glich, die sich zu Hause im Holzschuppen immer in den Spinnennetzen verheddert hatten. Er zog den Abzug durch. Stefanow wurde durchgerüttelt, als die ersten 25-mm-Geschosse aus dem Lauf jagten. Jede fünfte Patrone war ein Leuchtspurgeschoss, die nun einen Bogen in den Himmel schrieben. Aus dem Augenwinkel heraus nahm er die leeren

Messinghülsen wahr, die aus dem Auswurfschacht schnellten. Auf der anderen Seite schlängelte sich der Munitionsgurt ins Geschütz.

»Treffer!«, schrie Barkat. »Treffer! Treffer!«

»Halt's Maul!«, blaffte Stefanow, obwohl er im Geschützlärm kaum sein eigenes Wort verstand.

In diesem Augenblick tauchte das Flugzeug wie aus dem Nichts über ihnen auf. Der Schatten der Tragflächen raste über sie hinweg. Stefanow lehnte sich zurück, bis er fast nach hinten überkippte, erhaschte die schwarzen Kreuze an der Unterseite der Tragflächen, bevor die Maschine in nördliche Richtung weiterflog.

Erst jetzt ließ er den Abzug los.

Ragozin lud das Geschütz nach, darauf bedacht, sich nicht die Finger am heißen Verschluss zu verbrennen.

Stefanow drehte sich zu Barkat um. »Hab ich sie wirklich getroffen?«

»Ja!«, kam es aufgeregter von Barkat. »Genau in den Motor. Und in die Tragfläche auch, glaub ich.«

Im gleichen Augenblick trieb ein komischer Geruch auf sie herunter. Für Stefanow roch es wie verbrannter Zucker.

Ragozin blickte auf. »Glykol«, sagte er. »Kühlmittel. Sie wird nicht mehr weit kommen.«

»Hab ich doch gesagt, du hast den Motor getroffen!« Barkat klopfte Stefanow auf den Arm.

Stefanow sprang auf. Seine Hände zitterten. Wortlos drehte er sich um und lief in Richtung Wald, hinter dem die Maschine verschwunden war.

Barkat und Ragozin sahen ihm nur sprachlos hinterher, bis er mit seinen stämmigen Beinen ins Unterholz eingetaucht war.

»Was soll das denn?«, fragte Ragozin.

»Ich glaube«, antwortete Barkat, »er will jetzt auch zu Ende bringen, was er angefangen hat.«

Ragozin ging darauf nicht ein. Etwas hatte seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Er trat an den Rand der weiten Rasenfläche, stemmte die Hände in die Hüften und starrte in die Ferne.

»Was ist?«, fragte Barkat.

Überrascht drehte sich Ragozin um. »Ich hab gesehen, dass er zweimal das Flugzeug getroffen hat, aber ich hab mich gefragt, wo bloß die übrigen Geschosse hingegangen sind.«

»Was willst du damit sagen?«

»Stefanow hat die Fenster im Katharinenpalast herausgeschossen!«

Barkat stellte sich neben Ragozin. Auf der gegenüberliegenden Seite des Parks erkannte er die dunklen Höhlen der zerschmetterten Fenster mit ihren gezackten, noch im Rahmen verbliebenen Scherben, die ihm zuzwinkerten, als das Sonnenlicht auf sie fiel. »Na ja«, sagte Barkat, »er hat ja nicht alle erwischt.«

Stefanow hatte das Palastgelände mittlerweile schon hinter sich gelassen. Einige Soldaten der Batterie hatten in ihren getarnten Stellungen zwar beobachtet, wie das Flugzeug Feuer gefangen hatte, hatten sich aber aufgrund der Ausrichtung der Geschütze nicht am Angriff beteiligen können. Als sie jetzt ihren vorbeispurtenden Kameraden sahen, machten sie keinerlei Anstalten, ihn aufzuhalten – wer es so eilig hatte, musste in verdammt wichtiger Mission unterwegs sein.

Schütze Stefanow wusste noch nicht einmal, wohin er lief.

Der einzige klare Gedanke im Trümmerfeld seines Gehirns lautete, das Flugzeug zu finden, das er soeben abgeschossen hatte. Dabei war er sich noch nicht einmal sicher, ob er es wirklich abgeschossen hatte. Vielleicht war es ja nur beschädigt, vielleicht konnte es ja noch die deutschen Linien erreichen. Konnte ein Flugzeug auch ohne Kühlflüssigkeit fliegen? Stefanow hatte keine Ahnung.

Nachdem er das Palastgelände hinter sich gelassen hatte, rannte er auf einer langen, nach Norden führenden Straße weiter. Er hatte das Tempo etwas gedrosselt, lief aber immer noch sehr schnell, ließ dabei den Blick über die sich zu beiden Seiten erstreckenden Felder schweifen und hielt Ausschau nach einer notgelandeten Maschine oder einer verräterischen Rauchfahne, falls das Flugzeug abgestürzt und in Flammen aufgegangen sein sollte.

Nach zwanzig Minuten entdeckte Stefanow den Storch. Er stand vor einem kleinen Hangar am Rand einer Graspiste. Schwer keuchend verließ er die Straße, durchquerte einen mit Wildblumen zugewucherten Graben und kämpfte sich auf die Landebahn hinauf.

Mehrere Soldaten hatten sich in einem Kreis versammelt. Stefanow ging auf sie zu. Zum ersten Mal überlegte er jetzt, was wohl aus dem Piloten geworden war, und plötzlich stellte er sich vor, wie er dem Mann begegnete, ihm vielleicht die Hand schüttelte und sich als derjenige vorstellte, der ihn abgeschossen hatte. Nein, ging es Stefanow durch den Kopf. Er konnte einem Faschisten nicht die Hand schütteln. Das könnte dem Kommissar zu Ohren kommen. Stefanow ging am Storch vorbei, der zwischen ihm und den versammelten Männern stand. Er war beeindruckt, dass es

dem Piloten gelungen war, ihn sicher zu landen. An der Motorhaube war das aufgerissene Metall zu sehen, wo die Geschosse eingeschlagen waren. Stefanow zählte nur drei Einschusslöcher. Kurz schämte er sich dafür, nachdem er dafür einen ganzen Gurt mit hundertzwanzig Patronen abgefeuert hatte. Aber das spielte jetzt keine Rolle mehr, tröstete er sich. Ein Treffer oder hundert Treffer, es spielte keine Rolle, solange er die Maschine vom Himmel geholt hatte. Die Soldaten, bemerkte Stefanow jetzt, drehten sich alle zu ihm um.

Und erst jetzt fielen ihm die beiden toten Männer auf, die am Boden lagen.

Überrascht schnappte er nach Luft.

»Wo kommst du denn her?«, fragte einer der Soldaten.

Stefanow antwortete nicht. Er schob sich an den Soldaten vorbei, bis er unmittelbar vor den Toten stand. Beiden war in den Kopf geschossen worden. Ihre Gesichter waren so verunstaltet, dass Stefanow an zwei zerbrochene Steingut-töpfe denken musste. Er starrte auf die Uniformen der beiden Männer, das graublaue Tuch des Luftwaffenoffiziers und die feldgraue Uniform des Mannes, den Stefanow anhand der silbernen Runen als SS-Angehörigen erkannte. Auf der Brust des SS-Manns lag eine mit Blut bespritzte Lederaktentasche. »Warum habt ihr das gemacht?«, fragte Stefanow. Er sah zu den Männern. »Haben sie sich nicht ergeben wollen?«

»Wir waren das nicht«, sagte schließlich einer. »Der SS-Mann hat uns einmal angesehen, dann hat er den Piloten erschossen.«

»Er hat *was*?« Langsam kühlte der Schweiß auf Stefanows

Rücken. Er fühlte sich wie betäubt, als wäre er geschlafwandelt und an einem ihm unbekanntem Ort aufgewacht. »Warum hat er das gemacht?«

»Das würden wir auch gern wissen«, erwiderte einer der Soldaten. »Vor allem, weil er sich gleich danach selbst das Hirn weggepusht hat. Unser Offizier meint, es könnte vielleicht mit dem Inhalt der Aktentasche zu tun haben. Er hat sich auf die Suche nach einem Kommissar gemacht, der soll sich darum kümmern.«

Die Erwähnung des Kommissars schien Stefanow aus seiner Trance zu reißen.

»Wer bist du eigentlich?«, fragte der Soldat.

»Niemand«, entgegnete Stefanow. »Ich bin niemand.« Damit drehte er sich um und ging über das Rollfeld zurück. Er durchquerte wieder den Graben, stieg auf die Straße und schlug den Rückweg zum Katharinenpalast ein. Zunächst ging er nur, aber nach einer Minute fing er wieder an zu rennen.